

Reihe
Germanistische
Linguistik

237

Herausgegeben von Helmut Henne, Horst Sitta
und Herbert Ernst Wiegand

Corinna Peschel

Zum Zusammenhang von
Wortneubildung und
Textkonstitution

Max Niemeyer Verlag
Tübingen 2002



Meinem Vater

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Peschel, Corinna:

Zum Zusammenhang von Wortneubildung und Textkonstitution / Corinna Peschel. –
Tübingen : Niemeyer, 2002

(Reihe Germanistische Linguistik ; 237)

ISBN 3-484-31237-8 ISSN 0344-6778

D 290, Institut für deutsche Sprache und Literatur

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 2002

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Buchbinder: Nädle Verlags- und Industriebuchbinderei, Nehren

Inhaltsverzeichnis

Danksagung	IX
1. Einleitung	1
1.1 Grundfragen, Grundkategorien, zentrale Begriffe	1
1.2 Anliegen der Arbeit und Art des Vorgehens	11
2. Wege der Wortbildung	14
2.1 Hauptströmungen der Forschung	14
2.1.1 Die ‚traditionelle‘ Wortbildungsforschung	14
2.1.2 Der syntaktische Ansatz	15
2.1.3 Generative Wortbildungsforschung	16
2.1.4 Wortsyntax	18
2.1.5 Syntaktisch-semantische Ansätze	23
2.1.6 Lexikalistisch-semantische Ansätze	27
2.1.7 Kurze zusammenfassende Stellungnahme	30
2.2 Zum Zusammenspiel von Wortbildungsmustern und Kontext bei der Produktion und Rezeption von Wortneubildungen	33
3. Wortbildung und Text	58
3.1 Aspekte der Textkonstitution	58
3.1.1 Textkohärenz	58
3.1.2 Wiederaufnahme, Pronominalisierung, Substitution, Anaphorisierung	60
3.1.3 Isotopie, Referenz, Thema	63
3.2 Literaturüberblick zum Komplex Wortbildung und Text	67
3.2.1 Marianne Schröder	67
3.2.2 Hans-Martin Dederding	70
3.2.3 Leonhard Lipka	72
3.2.4 Wolfgang Wildgen	74
3.2.5 Norbert R. Wolf	77
3.2.6 Magdalena Matussek	78
3.2.7 Johannes Erben	81
3.2.8 Wolfgang Motsch	82
3.2.9 Zusammenfassung und Ausblick	83
4. Arbeits- und Materialbasis	86
4.1 Auswahl der Texte	86

VI

4.2	Auswahl der Wortbildungsarten und Darstellung der durch sie realisierten Wortbildungsbedeutungen.....	87
4.2.1	Suffigierungen auf <i>-ig</i>	88
4.2.1.1	Vergleichsbildungen.....	88
4.2.1.2	Zugehörigkeit.....	89
4.2.1.3	Vorhandensein eines Zustandes oder einer Eigenschaft.....	89
4.2.1.4	Besitz oder ornatives Merkmal.....	90
4.2.1.5	Neigung zu einer Handlung.....	91
4.2.1.6	Wortbildungsbedeutungen verbaler Gruppen.....	91
4.2.2	Präfigierungen auf <i>ver-</i>	91
4.2.2.1	„zu etwas werden“.....	92
4.2.2.2	„Bestandteil von etwas werden“.....	93
4.2.2.3	„jmd./etwas zu etwas machen“.....	93
4.2.2.4	„etwas mit etwas versehen“.....	94
4.2.2.5	„etwas vollständig tun“.....	95
4.2.2.6	Hinzufügen eines direkten Objekts.....	95
4.2.2.7	Intensivierung der Bedeutung des Basisverbs.....	96
4.2.2.8	„etwas falsch tun“.....	96
4.2.3	Substantiv-Adjektiv-Komposita.....	97
4.2.3.1	Vergleichsbildungen.....	97
4.2.3.2	„z ist y aufgrund von x“.....	100
4.2.3.3	„z ist y in Bezug auf x“.....	100
4.2.3.4	Angaben einer Zeitspanne oder einer Entfernung.....	100
4.2.3.5	Rektionale/relationale Substantiv-Adjektiv-Komposita.....	100
4.2.4	Substantiv-Substantiv-Komposita.....	101
5.	Wortneubildungen in der Presse.....	102
5.1	Substantiv-Substantiv-Komposita.....	102
5.1.1	Markierung des Themas und thematische Progression.....	102
5.1.2	Einzeltextanalysen.....	109
5.1.2.1	„Vollmond im Kopf“.....	109
5.1.2.2	„Schnüffeleinsatz für Debbie“.....	114
5.1.2.3	„Kunst und Krafraum“.....	117
5.1.3	Kurze Zwischenbilanz.....	123
5.1.4	Kombinationen mehrerer Substantiv-Substantiv-Komposita im Preetext: Gegenüberstellung, Differenzierung, Ergänzung....	125
5.2	Substantiv-Adjektiv-Komposita.....	133
5.2.1	Rektionale/relationale Substantiv-Adjektiv-Komposita.....	134
5.2.2	„z ist y in Bezug auf x“.....	140
5.2.3	Vergleichsbildungen.....	146
5.2.3.1	Vergleiche, die Farben bezeichnen.....	146
5.2.3.2	Weitere Vergleichsbildungen.....	148

5.2.4	‚z ist y auf Grund von x‘	150
5.3	Ableitungen auf <i>-ig</i>	151
5.3.1	Ableitungen mit ornativer Wortbildungsbedeutung	152
5.3.2	Vergleichsbildungen	156
5.3.3	‚Vorhandensein eines Gefühls oder eines Zustandes‘	159
5.3.4	Neubildungen mit anderen Wortbildungsbedeutungen	163
5.4	Ableitungen auf <i>ver-</i> (und <i>er-</i>)	165
5.4.1	‚zu etwas werden‘	166
5.4.2	‚etwas/jmdn. mit etwas versehen‘	171
5.4.3	‚etwas/jmdn. zu etwas machen‘	172
5.4.4	‚etwas vollständig tun‘	173
5.5	Kontaminationen.....	175
6.	Wortneubildungen in der Literatur (Prosa).....	183
6.0	Gibt es einen ‚literarischen Sprachgebrauch‘?.....	183
6.1	Suffigierungen auf <i>-ig</i>	184
6.1.1	Vergleichsbildungen	185
6.1.1.1	Simplizische Basen.....	185
6.1.1.2	Komplexe Basen.....	189
6.1.2	Bildungen mit ornativer Wortbildungsbedeutung	192
6.1.3	Vorhandensein eines Zustands.....	197
6.1.4	Neigung zu einer Handlung	198
6.1.5	Weitere Wortbildungsbedeutungen.....	200
6.1.5.1	Substantivische Basen.....	200
6.1.5.2	Verbale Basen.....	202
6.1.6	Kurze Zusammenfassung	203
6.2	Präfigierungen auf <i>ver-</i>	204
6.2.1	‚jmdn./etwas mit etwas versehen‘	205
6.2.2	‚Bestandteil von etwas werden‘	206
6.2.3	‚zu etwas werden‘	207
6.2.4	‚etwas vollständig tun‘	208
6.2.5	‚etwas falsch tun‘	210
6.2.6	‚jmdn./etwas zu etwas machen‘	211
Exkurs:	Ist literarische Wortbildung per se abweichend?	214
6.3	Substantiv-Adjektiv-Komposita.....	218
6.3.1	Rektionale/relationale Substantiv-Adjektiv-Komposita.....	218
6.3.2	Vergleichsbildungen	221
6.3.2.1	Vergleiche mit Farbadjektiven als Zweitglied	221
6.3.2.2	Weitere Vergleichsbildungen.....	226
6.3.3	‚z ist y aufgrund von x‘	234
6.3.4	‚z ist y in bezug auf x‘	237
6.3.5	Kurze Zusammenfassung/Auswertung.....	238

VIII

6.4	Substantiv-Substantiv-Komposita	240
6.4.1	Lautliche Besonderheiten.....	241
6.4.2	Syntaktische Besonderheiten	242
6.4.3	Semantische Besonderheiten: Metaphorik.....	246
6.4.4	Kombination mehrerer Substantiv-Substantiv-Komposita.....	253
6.4.5	Kurze Zusammenfassung	267
7.	Auswertung und Zusammenfassung: Wortneubildung und Textkonstitution.....	269
7.1	Auswertung der Analysen.....	269
7.2	Einflussfaktor Textart	286
7.3	Zusammenfassung und Ausblick.....	297
	Literaturverzeichnis	301
	Sachregister.....	313

Danksagung

Ich danke Prof. Dr. Bernhard Engelen für zahlreiche konstruktive Hinweise und vor allem für seine stete Bereitschaft zu einem sachlich ergiebigen Gespräch.

Ich danke Prof. Dr. Ludger Hoffmann für einige wertvolle Anregungen. Dies gilt auch für die anderen Kolleginnen und Kollegen, die Teile des Buches mit mir diskutiert haben.

Last but not least danke ich meinem Freund Thomas Beck und meiner Mutter Christine Peschel für die ‚moralische Unterstützung‘.

1 Einleitung

1.1 Grundfragen, Grundkategorien, zentrale Begriffe

Die Fülle von Erklärungsversuchen zu Teilbereichen der deutschen Wortbildung sowie zahlreiche Gesamtdarstellungen lassen sowohl auf ein ungebrochenes Interesse an einer spannenden und vor allem lebendigen Thematik, wie auch auf einen nach intensiver wissenschaftlicher Arbeit immer noch bestehenden Klärungsbedarf schließen.

Die ältere wissenschaftliche Beschäftigung mit der Wortbildung war in erster Linie diachronisch orientiert, beschäftigte sich also mit der sprachhistorischen Entwicklung des zur Bildung komplexer Wörter benötigten Formeninventars. Dabei standen vor allem Fragen wie die nach der Entwicklung der Affixe aus freien Morphemen im Vordergrund (so etwa bei Wilmanns, 1899 oder auch noch bei Henzen, ³1965, ¹1952). In den letzten Jahrzehnten hat sich das Forschungsinteresse weitestgehend auf synchronische Aspekte verlagert (einige Ausnahmen: Erben, 1993; Wellmann, 1991; z.T. Simmler, 1998).

Im Bereich der Wortbildung wird allerdings verstärkt deutlich, dass der Terminus Synchronizität sich auf ein idealtypisches Konstrukt bezieht: einen zu einem festen Zeitpunkt fixierbaren Sprachzustand. Es ist sicherlich möglich, für einen Zeitraum besonders charakteristische Tendenzen anzugeben, etwa in Form bevorzugter Bauweisen von Wörtern. Da aber noch nicht inventarisierte Neubildungen immer häufiger werden, besteht auf diesem Gebiet theoretisch ein permanenter Aktualisierungsbedarf bei der Beschreibung der Materialgrundlage. Dieser ist faktisch unmöglich einzulösen, so dass man sich auch hier auf die Vorhersage von Tendenzen beschränken muss. Für die Wortbildung bedeutet dies, Gruppen von komplexen Wörtern zu beschreiben, die sich durch eine gemeinsame Bauweise auszeichnen. Dass nicht jedes komplexe Wort eine individuelle, von denen anderer Wörtern gänzlich verschiedene Bauweise haben kann, lässt sich sowohl mit bloßem Nachdenken über die Kommunikationstüchtigkeit und Ökonomie einer Sprache folgern, wie aus Sprachdaten empirisch belegen. Diese Regelmäßigkeiten gilt es in der Wortbildungslehre zu beschreiben.

Mehr und mehr hat sich das Interesse vom Gewesenen über das als bestehend Fixierte bis zum als möglich Vorhersagbaren verschoben. In beinahe jedem Text ist die Anzahl neuer, nicht zum inventarisierten Wortschatz des durchschnittlichen Sprechers gehörender Wörter so groß, dass eine Gesamtdarstellung der Wortbildung darüber nicht mehr hinwegsehen kann. Sie muss vielmehr versuchen, nicht nur die komplexen Wörter zu beschreiben, die

beim durchschnittlichen Sprecher als bekannt vorausgesetzt werden können und bereits in den Wörterbüchern inventarisiert sind, sondern kommt auch nicht umhin, das kreative¹ Potential der Wortbildung mit zu berücksichtigen. Die Forschung steht somit vor der Aufgabe, nicht nur bereits vorhandene Wörter erklären, sondern auch potentiell bildbare vorhersagen können zu müssen. Darüber hinaus muss jedoch ebenfalls überprüft werden, ob in authentischen Texten vorkommende neue Wörter tatsächlich nach diesen herausgearbeiteten Regelmäßigkeiten gebildet werden. Dieser Aspekt nimmt allerdings in den meisten größeren Arbeiten einen sehr geringen Raum ein, wenn er überhaupt berücksichtigt wird, bereitet der Forschung also offenbar Probleme.

Das mag hauptsächlich an der Unsicherheit darüber liegen, ob der „analytische“ und der „synthetische“ Aspekt der Wortbildung (Fleischer/Barz, 1995, S. 53f.) annähernd oder gar völlig gleich funktionieren oder ob sie zwei wesentlich verschiedene Verfahren sind; ob also für die Synthese neuer Wörter die gleichen Regularitäten gelten wie für die Analyse bestehender. Fleischer/Barz verwenden für die Beschreibung der beiden Aspekte zwei Termini: „Wortbildungsmodell“ (synthetisch) und „Wortbildungstyp“ (analytisch, ebd.), nehmen also für beide Bereiche regelhafte, aber voneinander verschiedene Beschreibungsinstanzen an. Die meisten generativen Wortbildungsforscher gehen demgegenüber von der Identität synthetischer und analytischer Verfahren aus (siehe auch Kapitel 2.1.3). Nach Olsen (1986, S. 17) fungieren aus der Analyse bestehender Wörter extrahierte Regularitäten als „Erzeugungsregeln“ für neue Wörter. Eine ähnliche Sichtweise – allerdings aus stärker lexikalistischer Perspektive – vertritt Jackendoff bereits 1975: Die primär passiv und analytisch gebrauchten sogenannten „Redundanzregeln“ können für die Bildung neuer Wörter generativ aktiviert werden. Eine vergleichbare Position wird auch von Motsch in seiner jüngst erschienenen Gesamtdarstellung vertreten (1999, S. 17f.).

Generell scheinen die meisten Wortbildungsforscher davon auszugehen, dass neue Wörter tatsächlich nach Mustern bereits bestehender Wörter gebildet werden, was sich in der Vorstellung der Produktivität von Wortbildungs-

¹ *Kreativ* ist hier im sprachwissenschaftlich üblichen Sinne verwendet, meint also die geregelte Produktion neuer komplexer Zeichen aus bekannten Bestandteilen und impliziert keine künstlerischen Werte oder einen Originalitätsaspekt. Dieser Aspekt ähnelt der generativen Beschreibung der Satzbildung, womit keine sonstige Gemeinsamkeit zwischen Wort- und Satzbildung impliziert ist.

Es verwundert daher auch nicht, dass die einzig wirklich intensivere Beschäftigung mit potentiell bildbaren komplexen Wörtern aus generativistischer Richtung kommt. Zu Darstellung und Kritik dieser Ansätze vgl. Kapitel 2.1.3 und 2.1.4.

mustern niederschlägt². Entscheidend ist, dass die Produktivität einstmals sehr aktiver Muster versiegen kann. Man spricht dann von „unproduktiv“ gewordenen Mustern. Andere hingegen entwickeln sich zu vielgenutzten Modellen. Unter welchen Bedingungen, seien sie grammatischer, textueller oder pragmatischer Natur, sich diese Entwicklungen vollziehen, ist eine weitere ungelöste Frage.

Es ist auch schon argumentiert worden, dass bei vielen Wortneubildungen (aber auch bei einer Reihe bereits usuell gewordener Wörter) vor allem im nominalen Bereich überhaupt keine sprachsystem-immanenten Regeln eine Rolle spielten (so etwa Heringer für die Substantiv-Substantiv-Komposita, 1984). Die Frage, in welchem Spannungsfeld aus Normativem, auf Gewohnheit Beruhendem und Kreativem die Bildung neuer Wörter anzusiedeln ist, wird eine der zentralen dieser Arbeit sein; ebenso das Problem, welches Wissen zur Produktion wie zur Rezeption von Neubildungen erworben bzw. aktualisiert werden muss.

Es scheint mir unwahrscheinlich, dass Rezipienten neue Wörter verstehen können, deren Baugesetzmäßigkeiten gänzlich von denen bekannter Wörter abweichen. Es ist jedoch durchaus möglich, dass Neubildungen in unterschiedlich hohem Maß auf Stützung durch Wörter ähnlicher oder gleicher Bauweise angewiesen sind. Dieses Maß könnte beispielsweise um so geringer sein, je enger umrissen die Bedeutungen der beteiligten Konstituenten ist. Auch der umgebende und eventuell zur Klärung der Wortbedeutung beitragende (Kon-)Text könnte eine Hilfe bei der Ermittlung der Bedeutung einer Neubildung sein, die eine starke Anlehnung an bestehende Wörter nicht mehr unbedingt nötig erscheinen lässt.

Erste Vergleiche und Zuordnungen neuer Wörter zu bereits existierenden Mustern zeigen, dass Neubildungen tatsächlich in irgendeiner Form an bestehende Wörter angelehnt sind; das wird bei Derivationen besonders deutlich. Wie weit diese Ähnlichkeit reicht, wird am Ende der Arbeit klarer sein. Auch ohne diese Frage zu diesem Zeitpunkt abschließend beantworten zu können, scheint es aber unnötig, zwei Termini zur Beschreibung der Bauweise bestehender und neuer Wörter zu übernehmen. Ich verwende zur Beschreibung komplexer Wörter – alter wie neuer – nur einen Terminus, den des **Wortbildungsmusters**³ und betrachte diese mit Motsch als „Paare von semantisch-

² Motsch definiert Produktivität als „Wahrscheinlichkeit ..., daß ein durch eine Wortbildungsregel zugelassenes Wort tatsächlich in einem Text verwendet wird“ (1988, S. 31).

³ Der Begriff des ‚Musters‘ bietet gegenüber dem des ‚Modells‘ keinen prinzipiellen Vorteil, umfasst aber m.E. deutlicher sowohl einen analytischen wie einen synthetischen Aspekt; siehe dazu aber auch Kapitel 2.2.

syntaktischen und phonologisch-morphologischen Beschreibungen“ (1999, S. 1). Das impliziert nicht, dass die Muster für neu gebildete Wörter die gleichen sind wie die für bereits inventarisierte, sondern legt lediglich die Annahme zugrunde, dass auch neue Wortbildungskonstruktionen durch Muster beschreibbar sind. Es ist weiterhin noch nicht berücksichtigt, ob dies für alle Arten der Wortbildung in gleichem Ausmaß Gültigkeit beanspruchen kann. Sollte sich nach sorgfältiger empirischer Arbeit herausstellen, dass es auch Neubildungen gibt, die gänzlich individuell und von bekannten Formen abweichend gebaut sind, kann man auch dies nur behaupten und belegen, indem man zunächst einen Muster-Begriff als Folie zugrundelegt. Ohne die grundlegende Annahme einer gewissen gesetzmäßigen Ordnung ist auch eine Untersuchung neuer komplexer Wörter wenig erfolgversprechend. Welcher Art diese Gesetzmäßigkeiten sind, hoffe ich am Ende dieser Arbeit zeigen zu können. Den wichtigen Fragen zur Stabilität und zur psychologischen Realität von Wortbildungsmustern habe ich vor der eigentlichen empirischen Analyse von Neubildungen ein eigenes Unterkapitel gewidmet (2.2).

Es scheint nötig, das bis zu diesem Punkt Gesagte auch mit der Frage in Verbindung zu bringen, ob die hier zugrundegelegte Sichtweise der Wortbildung eher produkt- oder prozessorientiert ist. Fleischer/Barz sprechen in diesem Zusammenhang vom „Doppelcharakter der Wortbildung: Schaffung von Benennungseinheiten und Bildung syntaktischer Parallelkonstruktionen“ (1995, S. 1). Es liegt nahe, bei der Bildung neuer Wörter von einem Übergewicht des Prozesscharakters auszugehen. Da die Bedeutung des Wortes noch nicht gespeichert ist, muss sie erschließbar sein, u.U. aus der Rekonstruktion des Bildungsprozesses. Dieser kann unter Umständen durch syntaxähnliche Prinzipien geregelt worden sein. Lexikalisierungsprozesse können noch nicht eingesetzt haben⁴. Zumindest sollten die Konstituenten, aus denen ein neues Wort besteht, erkennbar sein. Man spricht hier von der Motiviertheit eines komplexen Wortes.

Ich gebe jedoch zu bedenken, dass in einem konkreten Text dieser Prozess nur in Form seines Resultats – eines komplexen Wortes – vorliegt, und dieses ruft per se stärker den Eindruck einer festen Einheit hervor als eine syntaktische Phrase. Weiterhin ist sehr zweifelhaft, ob der prozessuale Aspekt der Wortbildung tatsächlich mit syntaktischen Prozessen im engeren Sinne erklärt und/oder korreliert werden kann (siehe dazu Kapitel 2.1.2) und nicht eventuell mit anderen. Auch ein neues Wort trägt prinzipiell beide Aspekte in sich,

⁴ ‚Lexikalisierung‘ ist in dieser Arbeit nicht im generativen Sinne verwendet, bezeichnet also nicht (lediglich) die Verankerung des Wortes im mentalen Lexikon. Der Terminus bezieht sich in der Wortbildungslehre üblicherweise auf den zumindest partiellen Verlust der Motiviertheit eines Wortes.

eventuell mit etwas anderer Gewichtung als ein usuelles. Für diese Kombination scheint mir die Bezeichnung **Wortbildungskonstruktion** (kurz: **WBK**) passend. Um den Aspekt der Neuheit der Wörter zu betonen, verwende ich alternativ die Bezeichnung **Neubildung**.

Es bleibt festzuhalten: Um Wesen und Eigenheiten der Wortbildung angemessen zu erfassen, kann eine geeignete Theorie nicht bei der Analyse einzelner Wortbildungskonstruktionen stehenbleiben. Sie muss vielmehr die bei ihnen gegebenen Gemeinsamkeiten ermitteln und nach möglichen daraus ableitbaren Regelmäßigkeiten von Gruppen ähnlicher Konstruktion suchen. Nur auf diese Weise können Aussagen über potentiell bildbare Wörter gemacht werden. Über die Verbindlichkeit dieser ‚Regelmäßigkeiten‘ (ich habe hier bewusst den Begriff der ‚Regel‘ vermieden) wird noch viel zu sagen sein. Haben sie den gleichen Status wie z.B. Regeln der Kasusrektion oder der Passivbildung, oder kann prinzipiell jeder Sprecher bilden, was ihm gefällt? Diese Frage ist mit weiteren verbunden, etwa der nach Fehlerhaftigkeit bzw. Ungrammatizität von WBKs, aber auch nach den Möglichkeiten und Bedingungen ihrer Versteh- und Analysierbarkeit. In diesen Zusammenhängen wird oft der Terminus „Akzeptabilität“ verwendet (vgl. vor allem Fleischer, 1988, siehe dazu in dieser Arbeit auch Kapitel 2.2). An dieser Stelle soll nur in Anlehnung an Wolfgang Motsch angemerkt werden, dass der Großteil der Wortbildungsregularitäten durch „eine gewisse Unschärfe“ gekennzeichnet ist (Motsch, 1993, S. 222).

Trotz der einheitlichen Verwendung des Terminus ‚Wortbildungsmuster‘ für eine gemeinsame Beschreibung der Bauweisen alter und neuer Wörter halte ich es unbedingt für notwendig, im Bereich des outputs der Muster sorgfältig zwischen inventarisierten und neu gebildeten Wörtern zu unterscheiden. Inzwischen allgemein verbreiteter, ursprünglich generativistischer Terminologie folgend (etwa Olsen 1986) werden Wörter, die einem produktiven Wortbildungsmuster folgen, aber (noch) nicht als Bestandteil des aktuellen Wortschatzes in den Wörterbüchern verzeichnet sind, als ‚potentielle‘ Wörter bezeichnet. Wörter hingegen, die diesen Wortschatz mit konstituieren, sind ‚aktuale‘ oder auch ‚usuelle‘ Wörter. Ich bevorzuge die letztere der beiden Bezeichnungen, da sie einen weniger transitorischen Charakter zum Ausdruck bringt, ebenso wie die beim durchschnittlichen Sprecher erwartete Vertrautheit mit diesen Wörtern.

Für eine ausreichend exakte Beschreibung von Wortbildungsprozessen ist eine weitere Differenzierung erforderlich: So sind die potentiellen Wörter daraufhin zu unterscheiden, ob sie nur für den sie umgebenden Text gebildet und in manchen Fällen auch nur in diesem verständlich sind (‚Okkasionalismen‘), oder ob eine weitere Verwendung und ein späteres Übertreten zu den usuellen Wörtern erwartbar ist (‚Neologismen‘; vgl. Olsen, 1986, S.

50f.). Diese Unterscheidung ist nicht in jedem Fall mit letzter Sicherheit zu treffen. Es existiert eine ‚Grauzone‘, deren Wörter eine Zeit lang eine gewisse Verbreitung erfahren, dann aber wieder aus dem Sprachgebrauch verschwinden, und somit eigentlich weder Okkasionalismen noch echte Neologismen sind. Von diesem Zwischenbereich abgesehen, besteht zwischen diesen beiden Gruppen neu gebildeter Wörter tatsächlich ein Unterschied: Ein Neologismus kann zwar auf bestimmte Verwendungsbereiche beschränkt sein (etwa in den sogenannten Fachsprachen), jedoch nicht auf einen einzelnen (Kon-)Text. Damit werden Anforderungen an seine vom Einzeltext unabhängige Verwendbarkeit und Verständlichkeit gestellt, die ein Okkasionalismus bei passender kontextueller Einbettung nicht erfüllen muss. Ich komme auf diese Problematik zurück.

Bei den usuellen Wörtern sollten diejenigen, deren inneren Bau man noch entschlüsseln kann und die dementsprechend als ‚durchsichtig‘ bzw. ‚motiviert‘ bezeichnet werden, von den bereits lexikalisierten unterschieden werden, die zumindest einen Teil ihrer Durchsichtigkeit verloren haben. Letztere werden zwar verstanden, können aber nur noch diachron vollständig interpretiert werden und funktionieren damit im alltäglichen Sprachgebrauch wie Simplizia. Es ergibt sich somit eine Neuheitsskala der Wortbildung mit vier Stufen:

okkasionelle Wörter – **Neologismen** – **usuelle Wörter** – **lexikalisierte Wörter**

Diese Abstufungen sind in keiner Weise trennscharf, es müssen auf jeder Stufe Prototypen wie Übergangskandidaten angenommen werden⁵. Die letzten beiden Gruppen – also usuelle und lexikalisierte Wörter – werden in dieser Arbeit nur soweit zum Thema, wie ein Vergleich mit Neubildungen dies als sinnvoll erscheinen lässt. Es wird sich herausstellen, dass auch Neologismen in den analysierten Texten nur eine untergeordnete Rolle spielen. Somit sind Okkasionalismen der Hauptuntersuchungsgegenstand dieser Arbeit.

Die Frage, ob ein in einem Text verwendetes Wort tatsächlich neu ist, lässt sich nicht immer mit letzter Sicherheit beantworten. Es besteht die Möglichkeit, dass ein Autor ein neues Wort eines anderen Autors übernimmt. Die Leser werden dieses Wort dennoch als neu empfinden, solange es nicht in größerer Verbreitung bzw. Häufigkeit verwendet wird. Genauso können auch mehrere Textproduzenten unabhängig voneinander die gleiche Neubildung verwenden, da ihre jeweiligen Texte sie ihnen – aus den gleichen oder aus unterschiedlichen Gründen – eingegeben haben. Vergleichbares gilt ebenfalls für Wörter, deren synchronische Verbreitung so stark begrenzt ist, dass sie

⁵ Zur graduellen Lexikalisierung vgl. etwa Fleischer/Barz, 1995, S. 18f.

den Lesern bis auf minimale Ausnahmegruppen unbekannt sind. Es handelt sich hierbei vor allem um längst veraltete Wörter, Beispiele aus stilistisch abseitigen Bereichen o.ä. Da die Wirkung auf den Rezipienten die gleiche ist wie bei tatsächlich völlig neuen Wörtern, habe ich wenig Bedenken, Wörter dieser Art hier mitzubehandeln. Die wenigen Fälle sind als solche gekennzeichnet.

Sehr häufig wird in der Wortbildungsforschung – wie auch in dieser Arbeit – das Gegensatzpaar „komplexe Wörter“ vs. „Simplizia“ (s.o.) verwendet (z.B. Fleischer/Barz, 1995, S. 1; Erben, 1993, S. 24). Vor einer unkritischen Übernahme dieses Begriffspaares muss allerdings beachtet werden, dass vor allem der Terminus ‚komplexes Wort‘ entweder sorgfältig definiert werden muss oder nicht auf den gesamten Einzugsbereich der Wortbildung zutrifft. Ist damit ‚morphologisch komplex‘ gemeint, setzt dies einen ausdrucksseitigen Zuwachs gegenüber der entsprechenden Basis voraus. Im Bezug auf Derivation und Komposition ist das leicht nachzuvollziehen. In diesen Fällen ist ein Plus an Inhalt auch mit einem Plus an Form verbunden. Schwierigkeiten bereiten dann jedoch Bildungen wie *der Ruf* (von *rufen*) oder *wach* (von *wachen*), also der Bereich, der im allgemeinen der ‚Konversion‘ zugeordnet wird. Gleiches gilt in noch stärkerem Ausmaß für Kurzformen wie *Bus*, *Profi* oder *UFO*. Wenn auch mit deutlich weniger Gründlichkeit, werden diese Bildungen mittlerweile doch in den meisten Darstellungen zur Wortbildung mitbehandelt.

Konsequenterweise müsste man drei verschiedene Arten von Wortbildungsprozessen annehmen: Erweiterung des Formativs der Basis, Wortartwechsel ohne explizite morphologische Kennzeichnung und Kürzung des Wortmaterials (vgl. dazu zuletzt die in diesem Sinne aufgebaute, sehr anschauliche Darstellung und Graphik in Simmler, 1998, S. 362). Inwieweit dann aber noch durchweg von ‚komplexen Wörtern‘ die Rede sein kann, ist fraglich. Auf irgendeine Weise sollte aber ausgedrückt werden können, dass das Konversions- bzw. Kürzungsprodukt erst auf der Basis eines Simplex-Wortes möglich ist, also eine sekundäre Prägung bzw. Wortform vorliegt. Fleischer/Barz umgehen die Problematik dieser Frage, indem sie Konversionen als „sekundäre Simplizia“ bezeichnen (1995, S. 48).

Es bleibt dennoch die Schwierigkeit festzustellen, welches Wort eines Paares primär, welches Ableitung ist, wenn die Wortstruktur nur bedingt als Indikator dienen kann. Für viele dieser Paare ist Erbens Vorschlag hilfreich, der von einer „Motivationsbasis“, bzw. von „semantische[r] Bindung einer Ableitung an ihre Basis“ ausgeht (1993, S. 28) (vgl. auch schon „semantic dependence“ bei Marchand, 1964, S. 10). Diese Bindung ist daran zu erkennen, dass zur Definition des sekundären Wortes die Basis mitgenutzt wird, während zur Umschreibung des primären Wortes eher synonyme Ausdrücke verwendet werden – vgl. z.B. *laufen* – (*der*) *Lauf*. Es gibt jedoch auch zahl-

reiche Fälle, in denen eine solche Abhängigkeit synchronisch nicht bzw. nicht mehr festgestellt werden kann. Unter Umständen haben sich die Bedeutungen von Konversion und Basis beträchtlich auseinanderentwickelt. Ich bezeichne in dieser Arbeit alle sekundären Wörter als ‚komplex‘, wohl wissend, dass die Komplexität unter Umständen nicht formaler und damit sichtbarer, sondern lediglich inhaltsseitiger bzw. diachronischer Natur und die Frage nach Basis oder sekundärem Wort nicht immer zweifelsfrei zu beantworten ist⁶. Das Problem tritt in dieser Arbeit kaum auf, da die exemplarisch ausgesuchten Wortbildungsarten alle durch einen Formativ-Zuwachs gekennzeichnet sind. Nur in Ausnahmefällen durchläuft ein Wort zusätzlich zu einer Derivation oder Komposition noch eine Konversion.

Komplexe Wörter können wieder als Konstituente in einen weiteren Wortbildungsprozess eingehen. Der Komplexität eines Wortes ist vom morphologischen Standpunkt aus keine prinzipielle Grenze gesetzt. Restriktionen sind hier eher pragmatischer Art; das Bemühen um Verständlichkeit verhindert in der Regel überlange Konstruktionen.

Darüber hinaus können auch Wortgruppen als Basis z.B. einer Derivation (oder eines anderen Wortbildungsprozesses) dienen (z.B. kurze Beine > kurzbeinig). Ich halte es nicht für notwendig, hierfür eine eigene Wortbildungsart anzunehmen, da es sich sehr deutlich um eine Derivation handelt. Lediglich die Basis ist komplex. Diese Vorgänge als ‚Derivation einer Wortgruppe‘ zu bezeichnen, reicht m.E. völlig aus (zur „Zusammenbildung“ vgl. Erben, 1993, S. 34).

Eine Unterscheidung in einfache und komplexe Basen ist insofern wichtig, als bestimmte Suffixe auf diesem Gebiet Einschränkungen in ihrer Kombinierbarkeit aufweisen und manche Wortbildungsprozesse entweder nur bzw. hauptsächlich auf einfachen oder nur auf komplexen Basen operieren.

Neben der oben bereits angesprochenen Konversion werden in dieser Arbeit als weitere Hauptarten der Wortbildung – traditioneller Sichtweise folgend – die Komposition und die Derivation betrachtet. Ansätze, diese beiden Operationen auf ein gemeinsames Prinzip zurückzuführen, konnten nicht überzeugen⁷.

⁶ Da eine Ableitungsrichtung in vielen Fällen aber klar erkennbar ist, halte ich den Ansatz von Bergenholtz und Mugdan (1979: „Ist Liebe primär?“), die prinzipiell keine Wortartgebundenheit der Wurzelmorpheme annehmen und so keiner Wortart einen primären Status einräumen, für wenig erhellend und verfehlt.

⁷ Siehe dazu v. a. Höhle, 1982, aber auch einige weitere Versuche innerhalb der Wortstrukturtheorie, z.B. Toman, 1983; vgl. zu einer direkten Antwort auf Höhle: Reis, 1983; darüber hinaus auch Olsen, 1986 und Kanngießer, 1985.

Die mit dem obigen Problem zusammenhängende Frage, wie die an der Wortbildung beteiligten Konstituenten zu bezeichnen sind, ist intensiv diskutiert worden: Handelt es sich um Verkettungen von lexikalischen und grammatischen Morphemen oder von Stämmen bzw. Wurzeln und Affixen, oder gar von Wörtern⁸? Von nahem betrachtet erscheinen diese Diskussionspunkte allerdings ohnehin als lediglich terminologische Probleme, die besonders von der unter generativer Flagge fahrenden Wortbildungsforschung erst geschaffen worden sind (siehe genauer Kapitel 2.1.4).

Es bleibt dabei, dass die auch in dieser Arbeit als ‚Komposition‘ und ‚Derivation‘ bezeichneten Wortbildungsprozesse charakteristische Unterschiede aufweisen, weil sie aus unterschiedlichen Typen von Konstituenten bestehen: aus mehreren lexikalischen Morphemen im ersten Fall, aus lexikalischem Morphem (oder mehreren) und Affix(en) im zweiten Fall.

Weiterhin unterliegen Suffixe grammatischen Distributionsbeschränkungen (Stellungsfestigkeit, Selektion der Wortart bzw. Unter-Wortart der Basis), die in der Komposition nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen. Zu den nur schwer fassbaren semantischen Beschränkungen in der Komposition wie in der Derivation wird an späteren Stellen noch einiges zu sagen sein.

Aus den genannten Gründen ist die generelle Trennung von Komposition und Derivation aufrechtzuerhalten. Eventuelle Gemeinsamkeiten, gerade auf semantischem Gebiet, können nur das Ergebnis einer Untersuchung, nicht deren terminologische Voraussetzung sein. Diese sollte besser möglichst formal und konventionell gewählt werden.

Ein Kategorisierungsproblem im Bereich der Zuordnungen zu Wortbildungsarten stellen die vielfach als „Affixoide“ bezeichneten Elemente dar (Fleischer/Barz, 1995, S. 27, hier auch der Terminus „Halbaffix“; Erben, 1993, S. 26: „affixartige Morpheme“, auch Wellmann, 1975, S. 18). Es handelt sich hierbei um Elemente wie *-wesen*, *-werk*, *-zeug* im substantivischen, bzw. *-arm*, *-reich*, *-sicher* im adjektivischen Bereich, die in gleicher Form auch als freie Morpheme/Wörter existieren, demzufolge also als Kompositionsglieder kategorisiert werden müssten. Semantisch haben sie sich jedoch von ihren gleichlautenden freien Formen wegentwickelt. Weiterhin tendieren sie stark zur Reihenbildung, was ihren affixartigen Charakter unterstreicht. Von einem diachronischen Standpunkt aus könnte man dieses Phänomen als „Annäherungserscheinung“ beschreiben (so bei Henzen, ³1965, S. 192).

Die ausführlichste Diskussion dieser Frage aus einer synchronischen Perspektive stammt von Susan Olsen (1988). Sie plädiert dafür, die sogenannten ‚Affixoide‘ als reguläre Kompositionsglieder anzusehen. Am Bei-

⁸ Zu einer ausführlichen Diskussion der Frage der Benennung von Wortbildungskonstituenten vgl. Rickheit, 1993.

spiel *-arm* versucht sie zu demonstrieren, dass die Bedeutung der gebundenen Variante: ‚wenig von etwas habend/beinhalten‘ – wie z.B. in *fettarm* – im Lexikoneintrag (gemeint ist hier nach generativistischer Terminologie das ‚mentale Lexikon‘) des Wortes *arm* bereits enthalten sein müsse (vgl. S. 80ff.). Auch außerhalb eines Kompositums kann *arm* die genannte Bedeutung haben; vgl. *arm an Fett*. Nach Olsen ist *arm* dann „relational...“, erfordert zu seiner Vollständigkeit eine grammatische Ergänzung (S. 80)“.

Dem ist zumindest partiell zuzustimmen, zeigen sich doch ebenfalls bei als potentielle Kompositionsglieder anzusehenden Substantiven wie *Freund* oder *Vorsitzender* parallele Tendenzen zur Relationalität (vgl. Fanselow, 1981, siehe dazu auch Kapitel 2.1.5). Ich gebe allerdings zu bedenken, dass sich *arm* in dieser speziellen Bedeutung von ‚normalen‘ freien Wörtern/Lexikoneinheiten gerade durch seine starke Relationalität unterscheidet. Das führt dazu, dass es, wenn es diese Bedeutung realisieren soll, ohne die folgende Präpositionalphrase mit ‚an‘ genauso unvollständig ist wie ein Affix ohne Basis.

Wolfgang Motsch nimmt in seiner Gesamtdarstellung (1999) drei Gruppen von Affixoiden an: 1.) solche, die mit anderen Lexikoneinheiten (LE) verwandt sind, jedoch ausschließlich gebunden vorkommen, wie z.B. *-zeug* in *Werkzeug* oder *Schlagzeug*. 2.) solche 1., deren phonologische Form reduziert ist, wie etwa *Sonder-* zu *besonders* in *Sondermüll* oder *Sondermeldung*. 3.) solche, die eine Argumentstelle öffnen, die „sowohl durch syntaktische Phrasen ... als auch durch LE wortintern besetzt werden können“ (Motsch, 1999, S. 10), wie z.B. *-frei* in *sorgenfrei*, *frei von Sorgen*. Fälle aus 3. bezeichnet Motsch als Komposita (wie auch Olsen, s.o.). Auch die Beispiele aus 1. und 2. verhalten sich seiner Meinung nach wie Komposita, nur dass sie ein gebundenes Glied enthalten (a.a.O., S. 11). Letztere werden von Motsch ebenfalls als LE angesehen, offenbar mit einem eigenen, von dem der freien Formen verschiedenen Lexikoneintrag (im Unterschied zu Olsen), wenn auch gerade dieser letzte Punkt nicht deutlich expliziert wird. Daran anschließend argumentiert Motsch dann jedoch wie folgt: „... gebundene Formen, die sich sehr weit von ungebundenen Verwandten entfernen, (werden) als Affixe analysiert (ebd.)“. Affixe besitzen nach Motsch wiederum keinen eigenen Eintrag im mentalen Lexikon.

Es scheint mir sehr schwierig zu sein, hier eine verlässliche Unterscheidung zu den anderen gebundenen Zweitkonstituenten zu treffen, da diese sich fast immer semantisch von ihren gebundenen Verwandten entfernen, nur unterschiedlich weit.

Man sollte dem Drang nach zusammenfassenden Kategorisierungen an dieser Stelle widerstehen. Dann könnte man auch ein Kompositionsglied mit Entwicklungstendenz zu den Affixen annehmen. Der völlige Ausschluss diachroner Aspekte ist an dieser Stelle m.E. ebenso unmöglich durchzuhalten

wie bei Lexikalisierungsphänomen, wo man ebenfalls eine stufenweise verlaufende Entwicklung annehmen muss, was hierbei auch kaum jemand anzweifelt. Versucht man, Kategorien aufgrund bestimmter paralleler Züge zu einer gemeinsamen zusammenzufassen, ist immer sorgfältig darauf zu achten, dass diese Zusammenfassung nicht auf der Basis eher marginaler Merkmale geschieht, wobei entscheidende Charakteristika und Unterschiede in unzulässiger Weise nivelliert würden. Das scheint mir auf die Affixoid-Problematik und noch stärker auf die „Kompositionstheorie der Affigierung“ (Höhle, 1982, auch Fußnote S. 7) zuzutreffen.

Entsprechende Konstruktionen mit reihenbildenden adjektivischen Zweitgliedern werden in dieser Arbeit zwar bei den Komposita behandelt, ihr Ausnahme-Status allerdings hervorgehoben.

Damit nehme ich also **Komposition**, **Derivation** und **Konversion** als wichtigste hier zu behandelnde Wortbildungsarten an und akzeptiere, dass die Trennschärfe zwischen ihnen nicht absolut, für eine grundlegende Kategorisierung jedoch mehr als ausreichend ist.

Innerhalb der Arbeit werden Fälle auftauchen, die Mehrfachzuordnungen zulassen, vor allem bei höhergradig komplexen Strukturen (ein usuelles Beispiel: *luftdurchlässig*: Ableitung deverbalen Wortgruppe *Luft durchlassen* oder Kompositum aus *Luft* + *durchlässig*?). Diesen Wörtern wird besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Es ist allerdings gerade bei neuen Wörtern, deren interne Struktur nicht bekannt ist, sondern erst erschlossen werden muss, erwartbar (und u.U. auch beabsichtigt), dass nicht immer eine klare Entscheidung getroffen werden kann.

1.2 Anliegen der Arbeit und Art des Vorgehens

Bis hierhin sind einige grundlegende Probleme einer adäquaten Beschreibung der deutschen Wortbildung angerissen worden. Ich werde nun versuchen, die bislang von der Forschung beschrittenen Wege zu diesem Ziel kurz zu skizzieren. Dabei ist keine Vollständigkeit angestrebt, sondern eine einführende Betrachtung zentraler auf die Wortbildung gerichteter Denkweisen. Da mein Interesse vor allem den nicht-usuellen Wörtern gilt, wird die Frage, ob und wie die betreffenden Arbeiten mit diesem Aspekt der Wortbildung umgehen, immer mitbehandelt.

Wenn sich Darstellungen der deutschen Wortbildung mit Neubildungen befassen, geschieht dies zumeist en passant und anekdotisch. Wenige Beispiele für neue Derivationen werden den usualen Beispielen der gängigen

Muster aufgrund ihrer formalen Übereinstimmungen zugesellt, ohne dieses Vorgehen zu rechtfertigen. Ob die Neubildungen den Mustern tatsächlich zugeordnet werden dürfen, ist oft fraglich. Vielfach werden Neubildungen andererseits schlicht als unsystematisierbar erklärt und ihre Analyse in den – nicht mit einfachen Mitteln erklärbaren und daher nicht zu berücksichtigenden – pragmatischen Wortbildungskeller verwiesen.

Beide in den Ansätzen steckengebliebenen Versuche zeigen, dass ohne eine konkrete Untersuchung des jeweiligen Verhältnisses einer WBK zu dem sie umgebenden Text kaum eine wirklich fundierte Aussage zum Status neuer komplexer Wörter zu machen ist.

Eine meiner zentralen Thesen ist, **dass die Textabhängigkeit eines großen Teils der Wortneubildungen durchaus systematische Züge trägt**, die auf empirischer Basis auch herausgearbeitet werden können. Um diese These zu überprüfen, sie zu verifizieren oder – falls nötig – zu korrigieren, werde ich folgendermaßen vorgehen:

Zunächst werden die Hauptströmungen der bisherigen Wortbildungsforschung mit den für diese Bereiche repräsentativen Arbeiten skizziert (Kapitel 2.1.1 bis 2.1.6).

Daran anschließend thematisiere ich Aspekte, deren gebührende Untersuchung die Forschung m.E. bislang versäumt hat, die aber für eine Untersuchung von Wortneubildungen unabdingbar sind. Es geht hier vor allem um Aspekte der generellen Musterhaftigkeit von WBKs auf der einen, den Einfluss eines Kontextes auf der anderen Seite. Diese Faktoren sind entscheidend für das Verstehen neuer Bildungen. Es gilt herauszuarbeiten, ob und wenn ja in welcher Weise textuelles Umfeld und Analogie zu bekannten Wörtern beim Erzeugen interpretierbarer Neubildungen zusammenarbeiten und ob hier noch andere Faktoren eine Rolle spielen. Ich unternehme unter diesem Dach den vorsichtigen Versuch, diese Phänomene mit einer allgemeineren Wissenstypologie zu korrelieren, wie sie z.B. Coseriu 1988 skizziert hat (Kapitel 2.2).

Aus der umgekehrten Perspektive soll dann auch die Frage zu beantworten versucht werden, wie Neubildungen ihrerseits zur Textkonstitution beitragen. Da gerade in diesem Bereich große Uneinigkeit über Art und Terminologie der relevanten Textphänomene herrscht, ist ein kurzes Kapitel über wichtige Aspekte der Textkonstitution zwischengeschaltet (3.1).

Den wenigen Arbeiten, die die Phänomene ‚Wortbildung‘ und ‚Text‘ überhaupt bislang korreliert haben, widme ich nach dem allgemeineren Literaturüberblick ein eigenes Unterkapitel (Kapitel 3.2).

Kapitel 4 stellt das Korpus vor und begründet die Auswahl der Texte wie auch der exemplarisch untersuchten Wortbildungsarten (4.1 und 4.2). Für letztere stelle ich in Kapitel 4.2 die im usuellen Wortschatz frequenten

Wortbildungsbedeutungen zusammen. Auf diese kann dann im folgenden vergleichend zurückgegriffen werden.

Im empirischen Hauptteil der Arbeit (Kapitel 5 und 6) werde ich Beispielanalysen von Wortneubildungen vorstellen. Diese stammen aus der Presse und aus literarischen Texten.

In Kapitel 7 werden die Ergebnisse ausgewertet und zusammengefasst. Das Verhältnis von WBKs und sie umgebendem Text wird zunächst nach Art der Wortbildung getrennt betrachtet, und zwar von beiden Perspektiven aus, dann wird eine Zusammenschau versucht.

Ich habe bewusst zwei Textbereiche zur Untersuchung ausgewählt um herauszufinden, ob der Faktor Textart auf die genannten Fragestellungen einen entscheidenden Einfluss hat. Diese Frage wird erst am Ende der Arbeit gestellt, da zunächst das Verhältnis Wortneubildung und Textkonstitution generell in den Blick genommen werden sollte. Es lässt sich vermuten, dass manche Wortbildungserscheinungen an Aspekte einer allgemeinen Textualität geknüpft sind. Andererseits erachte ich eine weitere Unterdifferenzierung für unerlässlich, sollte sich herausstellen, dass sich für eine bestimmte Textart auch bestimmte Neukonstruktionen als charakteristisch erweisen. Diese gilt es im besonderen zu korrelieren und etwaige funktionale Zusammenhänge aufzudecken (vgl. dazu ausführlicher Kapitel 7.2). Abschließend werde ich kurz darauf hinweisen, in welche Richtung die Ergebnisse dieser Arbeit weiterführen können (Kapitel 7.3).

2 Wege der Wortbildung

2.1 Hauptströmungen der Forschung

Die Suche nach einem angemessenen Beschreibungsmodell für die Wortbildung, das sich unter Umständen auch in ein übergeordnetes Sprach- oder Grammatikmodell integrieren lässt, hat bereits mehrere Wissenschaftler-Generationen beschäftigt. Eine Kategorisierung der verschiedenen Ansätze in Gruppen führt zwar unausweichlich zu einer Vergrößerung bzw. Verkürzung, dennoch lassen sich auf diese Weise relativ deutliche theoretische Strömungen voneinander abgrenzen, die sich nur partiell in eine chronologische Reihenfolge bringen lassen.

2.1.1 Die ‚traditionelle‘ Wortbildungsforschung

Die gegenwärtig verbreitetsten Gesamtdarstellungen der deutschen Wortbildung sind einem eher traditionellen Ansatz verpflichtet. Ihnen geht es vor allem darum, die vorhandenen Arten und Mittel der Wortbildung zu inventarisieren und ihre Kombinationsmöglichkeiten zu beschreiben. Unter diese Gruppe fallen vor allem die „Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache“ von Wolfgang Fleischer und Irmhild Barz, ²1995 (¹1992), die allerdings eine Überarbeitung eines weit älteren Buches gleichen Titels ist (¹1969, ⁵1982), und Johannes Erbens „Einführung in die deutsche Wortbildungslehre“ (3. neubearbeitete Auflage 1993, ¹1975). Des weiteren ist hier noch das mehrbändige Werk „Deutsche Wortbildung“ des Innsbrucker Zweiges des Instituts für deutsche Sprache (1973–92 von Wellmann, Kühnhold u.a.) zu nennen, das sich vor allem dadurch von den anderen Darstellungen unterscheidet, dass es auf sehr ausgedehnter Korpusarbeit basiert.

In diesen Arbeiten nimmt der analytische Aspekt den bei weitem größten Raum ein. Synthetisches und Neues geraten dabei höchstens ganz am Rande ins Blickfeld. Es geht um die Systematisierung morphologisch paralleler Bauweisen und die wo möglich vorgenommene Zuordnung dieser Baugesetzmäßigkeiten zu semantischen Gesichtspunkten.

Die Zuordnung in ein gemeinsames Unterkapitel soll nicht bedeuten, diese Arbeiten wären einer völlig identischen Vorgehensweise verpflichtet. Der Hauptunterschied zwischen Fleischer und Erben ist der, dass Fleischer die Affixe alphabetisch ordnet und ihnen separat Bedeutungen zuweist, während Erben sie zu Funktionsgruppen oder -nischen zusammenfasst, also von der

Bedeutung ausgeht. Letzteres ist eine etwas modernere, auf die funktionalen Kapazitäten der sprachlichen Mittel hin ausgerichtete Denkweise. Letzten Endes geht es aber beiden um das Herausstellen von regelhaften Bauprinzipien und um die Musterhaftigkeit von Form-Inhalt-Beziehungen.

In der „Deutschen Wortbildung“ sind die Affixe ebenfalls alphabetisch angeordnet, es werden jedoch eine Vielzahl verschiedener Bedeutungsvarianten angenommen, denen akribisch Beispiele zugeordnet werden. Der Grad der Differenzierung übertrifft den von Erben, selbst den von Fleischer deutlich.

Derartige Zuordnungen von Formen zu Bedeutungen sind nur auf der Grundlage der Annahme einer generellen Motiviertheit von komplexen Wörtern anzunehmen, der Möglichkeit also, die Bedeutung komplexer Wörter aus den Bedeutungen ihrer Bestandteile erschließen zu können (vgl. zum Aspekt der Motivation Erben, 1993, S. 21 und sehr ausführlich: Fleischer/Barz, 1995, S. 13–20, dort auch zu der Beziehung ‚Motivation – Wortbildungsbedeutung‘ oder ‚Motivation und Lexikalisierung‘, siehe auch Kapitel 1.1). Darüber hinaus müssen diese Zuordnungen nicht nur erkennbar sein, sie müssen auch in regelhafter Weise wiederkehren.

Es ist demnach davon auszugehen, dass der durchschnittliche Sprachteilnehmer mit den verschiedenen Mustern bzw. Modellen der Wortbildung typische semantische Relationen verbindet. Diese haben einen Wiedererkennungswert, der es ermöglicht, auch vorher nie gehörte Wörter analog zu entschlüsseln. Ob dies allerdings generell bei Neubildungen der Fall ist und bei jedem Muster in gleicher Weise, wird an späterer Stelle ebenso ausführlich problematisiert wie die Frage, welche Faktoren den Grad der Musterhaftigkeit von Neubildungen beeinflussen können.

2.1.2 Der syntaktische Ansatz

Einen vor allem in den späten 60er und in den 70er Jahren sehr verbreiteten Ansatz könnte man als das ‚syntaktische Modell‘ der Wortbildung bezeichnen. Den Vertretern dieser Theorie ist gemeinsam, dass sie zwischen syntaktischen Strukturen und komplexen Wörtern eine Parallelität annehmen und letztere als verkürzte Sätze oder doch wenigstens Syntagmen interpretieren. Je nach bevorzugtem grammatischem Ansatz werden die Wortbildungsprodukte auf oberflächenstrukturelle Paraphrasen oder – innerhalb der generativistischen Grammatiktheorie (siehe 2.1.3) – auf eine einem Syntagma entsprechende Tiefenstruktur zurückgeführt.

Ein prominenter Vertreter der frühen syntaktischen Phase ist der Anglist Hans Marchand. Er bezeichnet den größten Teil der Wortbildungsprodukte (Komposita, Derivationen und Null-Derivationen (Marchands Bezeichnung und Interpretation der sonst meist Konversionen genannten Bildungen)) als

„grammatical syntagmas, i.e. combinations of full linguistic signs“ (1969, S. 2).

Auch Peter von Polenz diskutiert noch 1980 die Vor- und Nachteile dieser Vorstellung, komplexe Wörter vor allem zur Klärung ihrer internen Semantik in korrespondierende syntaktische Fügungen bzw. vollständige Sätze auflösen zu können. Er kommt allerdings zu dem Schluß, dass zwar die Paraphrasen-Methode als „didaktisch und heuristisch durchaus lohnend“ (Seite 175) anzusehen ist, als Mittel zur Formalisierung von Wortbildungskonstruktion jedoch keinesfalls ausreicht. Den rein syntaktischen Weg zu semantischen Klassen in der Wortbildung bezeichnet er daraufhin als „wenig ergiebig“, da die Arten von Restriktionen andere seien als in der Syntax. Bei der Akzeptabilität von Wortneubildungen spielten nicht nur grammatische, sondern auch andere Faktoren (z.B. pragmatische, semantische) eine Rolle.

Eine entschiedene Absage erteilt auch Hartmut Günther dem syntaktischen Ansatz:

Der hohe Anteil an Interpretationen, die sich nicht oder nur schwer mit Hilfe von knappen Paraphrasen wiedergeben lassen, deutet auf einen grundsätzlichen Unterschied zwischen Sätzen und NN [= Nominalkomposita, C.P.] ...: Mit der Äußerung von Sätzen werden bestimmte Sprechakte vollzogen, mit NN dagegen wird typischerweise referiert. (1979/81, S. 277)

Die Frage, ob hier nicht die Nominationsfunktion von Wortbildungsprodukten gegenüber anderen möglichen Funktionen überbetont wird, kann erst an späterer Stelle beantwortet werden. Der generellen Aussage ist allerdings zuzustimmen. Viele Nominal-Komposita sind nicht adäquat durch angeblich parallele syntaktische Strukturen zu paraphrasieren. (Zur Rolle der Syntax bei einer Reihe von Nominalisierungen siehe allerdings unten!)

Zum Status der Paraphrase abschließend ein treffender Kommentar von Ortner/Ortner: „Es hieße den Status von Erklärungsparaphrasen verkennen, wenn man an sie die Forderung nach Austauschbarkeit stellte“ (1984, S. 130).

2.1.3 Generative Wortbildungsforschung

Der transformationsgrammatischen Variante des syntaktischen Ansatzes sind z.B. einige frühe Arbeiten von Wolfgang Motsch verpflichtet. Ausgangspunkt ist die Annahme, dass komplexe Wörter ähnlich wie Sätze Oberflächen-transformationen von Tiefenstrukturen sind, in die lexikalische Einsetzungen vorgenommen worden sind. Beide würden damit durch den gleichen Erzeugungsmechanismus hervorgebracht. Die Attraktivität dieses Gedankens liegt auf der Hand, glaubte man doch, dem starken kreativen Aspekt der Wortbildung auf eine ähnliche Weise gerecht werden zu können, wie sie seit

Chomsky für Sätze angenommen wird. Weiterhin begründet Motsch auf diese Weise auch Doppeldeutigkeiten von Konstruktionen wie *Holzschuppen* (1970, S. 208). Die möglichen Interpretationen ‚Schuppen, der aus Holz hergestellt ist‘ und ‚Schuppen, in dem sich Holz befindet‘ werden auf zwei verschiedene semantische Tiefenstrukturen zurückgeführt.

Auch diese generative Differenzierung des syntaktischen Ansatzes sieht aber über die deutlichen Unterschiede zwischen komplexen Wörtern und Sätzen hinweg. Während Sätze in der Regel nicht gespeichert, sondern auf Grund syntaktischer Regeln bei Verwendung (neu) gebildet werden, sind viele komplexe Wörter im mentalen Lexikon gespeichert. Die Unterscheidung zwischen usuellen (also abrufbaren, nicht neu zu bildenden) und potentiellen Wörtern ist auf syntaktischem Weg nicht zu begründen (vgl. auch Olsen, 1986, S. 24). Ein nie gehörter Satz ruft kein Neuheits-Empfinden hervor, was neue Wörter nicht immer, aber doch häufig tun. Unsystematische Lücken in Wortbildungsmodellen haben in der Syntax keine Parallele.

Es ist daher kein Zufall, dass die Generativisten unter den Wortbildungsforschern sich immer nur mit den Mustern beschäftigt haben, die sich im Bezug auf ihre Form-Bedeutungs-Zuordnung als überdurchschnittlich regelhaft erwiesen haben (siehe dazu auch Kapitel 2.2). Sie lassen sich am ehesten mit den der Syntax ähnlichen Verfahrensweisen erklären. Ein großer Verdienst dieser Forschungsrichtung ist es sicherlich, darauf hingewiesen zu haben, dass potentiell bildbare Wörter einer stärkeren Berücksichtigung bedürfen, als bis dato üblich, wenn auch der eingeschlagene Weg in seiner Rigidität dem Phänomenbereich nicht gerecht werden konnte.

Eine rein syntaktische Behandlung der Wortbildung ist aus den genannten Gründen weder auf traditionelle noch auf transformationsgrammatische Weise zufriedenstellend. Dies ist nicht gleichbedeutend mit einer kompletten Loslösung der Wortbildung von der Syntax. Einige Wortbildungsprozesse weisen deutliche Zusammenhänge mit syntaktischen Strukturen auf. So scheint die Hauptaufgabe zahlreicher Nominalisierungen darin zu liegen, eine syntaktische Alternative zu einer verbalen Ausdrucksweise zu schaffen, um diese quasi wiederaufzunehmen, ohne sie komplett zu wiederholen. So etwa in den folgenden, konstruierten Beispielen:

1. Er entschloss sich, ihr endlich die Wahrheit zu sagen. Dieser Entschluss hatte ihn zwei schlaflose Nächte gekostet.
2. Im Jahr 2342 explodierte laut Sternenchronik die Raumstation Beta X und Armeen vom Planeten Beteigeuze 5 eroberten die Erde. Diese Eroberung hatte zur Folge ...

Im ersten Beispiel könnte auch lediglich mit *das* wiederaufgenommen werden. Das würde beim zweiten Satz zu Ungenauigkeiten und Unsicherheiten darüber führen, worauf sich der Anschluss-Satz genau bezieht.

Diese Fälle machen aber nur einen (nicht einmal besonders großen) Teil der Wortbildung aus. Und auch bei ihnen darf nicht übersehen werden, dass hier – wenn man von ‚syntaktischen Aspekten in der Wortbildung‘ spricht – textsyntaktische, transphrastische Aspekte gemeint sind. Hier zeichnet eine textuelle Komponente mit verantwortlich, die Prinzipien der Textorganisation und Wiederaufnahme regelt.

Syntaktische Aspekte spielen in der Wortbildung zwar eine Rolle, diese ist jedoch vielfach deutlich überschätzt worden. Unter anderem diese Erkenntnis hat in den letzten etwa 20 Jahren zur Ausprägung vor allem zweier weiterer Forschungsrichtungen geführt: der Wortsyntax bzw. Wortstrukturtheorie und stärker semantisch-lexikalistisch (vgl. Motsch, 1993) geprägten Ansätzen.

2.1.4 Wortsyntax

Die Wortsyntaxtheorie war vor allem in den 80er Jahren in der Wortbildungsforschung vorherrschend. Ihren Vertretern ist gemeinsam, dass sie für komplexe Wörter eine eigene Ebene in der Grammatik annehmen, auf der durch Wortstrukturregeln Wortbildungsprodukte erzeugt werden. Durch Einsetzungsregeln werden die so erzeugten Strukturen mit Elementen aus dem Lexikon, sowohl mit Stämmen als auch mit Affixen gefüllt.

Die meisten Arbeiten auf diesem Gebiet sind der generativen Grammatik verpflichtet, integrieren also die Wortbildungskonstruktionen in ein x-bar Schema. Wichtige Vertreter dieser Theorie sind etwa Selkirk oder DiSciullo und Williams, für die deutsche Wortbildung besonders Toman (1983, 1987), einführend Olsen (1986). Ich verzichte in dieser Arbeit auf die Diskussion der rein formalen Aspekte dieser Theorie wie auch auf die genaue Darstellung der einzelnen Wortstrukturregeln, die wenig Neues zur Sache beitragen, und beschäftige mich in erster Linie mit einigen für die Theorie zentralen und in der Wortbildungsforschung vorher nicht diskutierten Konzepten. Dies geschieht allerdings ausführlicher als bei den anderen Ansätzen, sowohl der weiten Verbreitung dieser Forschungsrichtung wie auch der Komplexität ihrer Ausprägungen entsprechend.

Innerhalb der Wortsyntax werden zwar Wort- und Satzstrukturen nicht als identisch angesehen, jedoch werden viele der für die Syntax entwickelten Konzepte auf die Analyse und Produktion komplexer Wörter übertragen.

So wird auch für die innere Struktur eines komplexen Wortes die sog. „Head-Konstituente“ als zentral angesehen (vgl. Selkirk, 1982 als frühes Beispiel). In der x-bar-Syntax ist der Head die bestimmende Kategorie inner-

halb einer syntaktischen Phrase, die die anderen Kostituenten der Phrase syntaktisch und semantisch determiniert. In dem *Beispiel die Mutter der Königin* wäre dies *Mutter*¹. Dies ist in dem entsprechenden Kompositum *Königinmutter* ebenso der Fall, mit dem Unterschied, dass sich die Head-Konstituente des komplexen Wortes, zeichnet man ein x-bar-Schema, auf der gleichen Stufe wie die Gesamtkonstruktion befindet. Im Beispiel *Königinmutter* würde also ein Nomen zu einem Nomen abgeleitet.

„Während der Head der syntaktischen Phrase relational bestimmbar ist als die Kategorie, die den gleichen Merkmalkomplex wie der dominierende Knoten trägt, nur eine Stufe tiefer in der x' -Hierarchie steht [also x^{n-1} , C.P.], ist andererseits der Head einer Wortstruktur nicht relational, sondern positionell festgelegt (Olsen, 1986, S. 41)“. Damit ist der Head innerhalb eines komplexen Wortes die am weitesten rechts stehende Konstituente, die die gleichen Merkmale trägt wie der übergeordnete Knoten, also wie das Gesamtwort.

Das leuchtet für eine große Zahl von Komposita durchaus ein, denn das Hinterglied bestimmt bekanntermaßen tatsächlich die Wortart der Gesamtkonstruktion. Fraglich ist allerdings, wo der entscheidende Vorteil gegenüber den wesentlich älteren Termini *Determinans* und *Determinatum* liegen soll, die im Prinzip das gleiche besagen. Der ersichtlichste positive Effekt ist der der Einheitlichkeit der grammatischen Theorie und vor allem der Terminologie, da das Head-Konzept aus der Syntax übertragen worden ist. Der Nutzen ist allerdings genau aus diesem Grunde zweifelhaft, weil bereits mehrfach festgestellt worden ist, dass es zwar in einem Wort ebenfalls einen Head geben mag, dieser aber nicht auf die gleiche Weise bestimmt werden kann wie der einer syntaktischen Phrase (vgl. Selkirk 1982, Olsen 1986, im Überblick auch Rickheit, 1993).

Die Ausweitung des Head-Konzeptes auf die Derivation (etwa bei Toman, 1983, Olsen, 1986 oder auch Höhle, 1982) wäre in der Tat eine Vereinheitlichung, die die Termini *Determinans* und *Determinatum* in der Regel nicht abdecken, wenn sie sich als haltbar herausstellen sollte.

Für Suffixe gilt in der Tat ebenfalls, dass sie als am weitesten rechts befindliches Glied in einem komplexen Wort dessen Wortart bestimmen. In der Wahl ihrer Schwester-Konstituenten sind sie teilweise sogar selektiver als Kompositionsglieder (Distributionsbeschränkungen). Das kann in dieser Weise jedoch nicht auf Präfixe übertragen werden. Die meisten Präfixe modifizieren semantisch, haben aber keinen Einfluss auf die Wortart. Man könnte

¹ Die Bestimmung des innerhalb eines Satzteiles hierarchisch höchststehenden Elementes ist selbstverständlich kein *Novum* oder gar *Unicum* der generativen Grammatik, sondern gehört unter verschiedensten Bezeichnungen ebenso zum Inventar anderer grammatischer Richtungen.

hier *ver-* oder *be-* ausnehmen, die für eine Wortartänderung zum Verb verantwortlich sind. Dagegen ist jedoch einzuwenden, dass das Präfix ebenfalls bleibt, wo und was es ist, wenn durch ein (weiteres) Suffix die Wortart wieder verändert wird (*richtig* > *be-richtig-en* > *Be-richtig-ung*). Außerdem wäre der Head in diesen Fällen nicht die am weitesten rechts, sondern die ganz links stehende Konstituente, was wiederum die Theorie zu Ausnahmen und damit definitorischen Capricen zwingt.

Ganz abgesehen von syntaktischen Argumenten soll der Head auch der semantisch aussagekräftigste und wichtigste Teil des Wortes sein, der Kern der Struktur. Das führt bei einer Ausweitung auf Affixe zu sehr aufgesetzten Interpretationen. So wie ein *Wollschal* in erster Linie ein *Schal* ist, müsste dann ein *Häuschen* in erster Linie etwas sein, das klein ist, ein *-chen* also (vgl. zu einer entsprechenden Aussage Toman, 1983). Die Unnatürlichkeit dieser Interpretation und ihre Biegung zum Zweck der Abseignung einer einheitlichen Theorie ist wohl kaum zu übersehen. Damit ist das Head-Konzept als Modell für die Affigierung nur sehr beschränkt brauchbar.

Wenn wir das Head-Konzept auf Determinativ-Komposita beschränken (eine Anwendung auf Kopulativ-Komposita wie *Dichterkomponist* kann zwar von der Position her, semantisch aber wohl kaum begründet werden), muss man sich mit der Annahme des von Chomsky 1981 eingeführten θ -Kriteriums (S. 34ff.) und mit dessen Übertragung auf die Wortbildung auseinandersetzen (z.B. in Selkirk, 1982, Toman, 1983, Boase-Beier und Toman, 1987 und Olsen, 1986 und 1990).

Der Head einer syntaktischen Phrase kann eine Argumentstruktur aufweisen, die dann von den Komplementen in seiner syntaktischen Umgebung gefüllt werden muss. Nach dem θ -Kriterium weist der Head den Komplementen damit thematische Rollen („ θ -roles“ bei Chomsky) zu. So weist z.B. in dem Satz *Karl beobachtet das Wetter* der verbale Head *beobacht-* der Phrase *das Wetter* die Rolle des Themas zu². Formt man die syntaktische Phrase in ein (in diesem Falle nicht-usuelles) Kompositum *Wetterbeobachter* um, so liegt nach den Vertretern der Wortsyntax-Theorie derselbe Fall vor. Das zweite Glied des Kompositums, *-beobachter*, übernimmt die Argumentstruktur des ihm zugrundeliegenden Verbs, das Erstglied füllt eine geöffnete

² Das ursprünglich von Charles Fillmore stammende Konzept der Tiefenkasus ist in einige weitere Grammatiken eingeflossen, so in die Valenz- und die Dependenzgrammatik, aber auch in die neueren generativistischen Modelle. Danach werden den Teilen eines Satzes bestimmte, unter der syntaktischen Oberfläche liegende semantische Rollen (auch: Kasusrollen, Theta-Rollen) zugewiesen. Die Rolle des Themas fällt dem von einer Bewegung bzw. Handlung affizierten Objekt in einem Satz zu. Zahl und Bezeichnungen der Kasusrollen sind allerdings noch immer umstritten.

Argumentstelle und übernimmt die ihm zugewiesene thematische Rolle. Dieser Vorgang wird als „Argumentvererbung“ (englisch: „feature-percolation“) bezeichnet, Komposita dieser Art als „rektional“ bzw. als „Rektionskomposita“ (z.B. Olsen, 1986, S. 66, auch Fanselow, 1981).

Prinzipiell liegt Argumentvererbung nur in Beispielen mit deverbaler hinterer Konstituente vor, bei denen dieses Erklärungsmodell in vielen Fällen durchaus logisch erscheint.

Schon bei ‚Paradebeispielen‘ wie dem obigen weist die Wortstrukturtheorie jedoch kleine Ungenauigkeiten auf. Die Grundannahme ist, dass die Argumentstruktur des Verbs an das daraus abgeleitete komplexe Nomen vererbt wird. Die am weitesten rechts stehende Konstituente, das Suffix, kann in diesem Fall demnach nicht der Head sein, weil dieses keine Argumentstruktur aufweist. Wird zunächst das Zweitglied eines derart rektionalen Kompositums, also etwa *Beobachter* isoliert betrachtet, bestimmt das Suffix *-er* die Wortart des Derivats und selegiert ein Verb als Basis. Demzufolge weist es gewisse Charakteristika eines Heads auf (vgl. Olsen, 1986, S. 76: „Die Headkonstituente bei Suffixbildungen ist also das Suffix.“). Geht das Derivat dann in eine Komposition ein, kann es nur als Ganzes Erstkonstituenten als mögliche Argumente regieren. Demnach muss in einem solchen Kompositum ein komplexer Head vorliegen, dessen Konstituenten – Verb und Suffix – sich die erforderlichen Aufgaben gewissermaßen teilen. Dieser Aspekt ist zwar ungünstig für eine einheitliche und stets gleichbleibende Bestimmung der Größe der Head-Konstituente, stellt aber für das Gesamtkonzept noch kein prinzipielles Problem dar, wenn man bereit ist, in Komposita mit deverbalem Zweitglied einen komplexen Head zu akzeptieren.

Ein schwerwiegenderes Gegenargument stellt die Tatsache dar, dass in einer syntaktischen Struktur die Argumentstellen eines Verbs keineswegs immer gefüllt sein müssen. Sie können häufig aus dem Kontext oder aus dem Sprecher und Hörer gemeinsamen Wissensbestand inferiert werden. Des weiteren gehören keineswegs alle in einem Satz möglichen und üblichen Satzglieder zur Argumentstruktur des Verbs. Neben den Argumenten können Sätze auch Angaben enthalten. Auf der kommunikativen Ebene beinhalten oft gerade letztere die interessantesten Informationen, vgl. etwa:

Er liest die Zeitung. vs.

Er liest oft bis spät in die Nacht. und: Er hat das zufällig gelesen.

Paralleles gilt für Komposita. Die Möglichkeit einer nicht-rektionalen Lesart ist trotz eines Heads mit Argumentstruktur ebenfalls durchaus nicht selten. So gibt es einen *Zeitungsleser* ebenso wie einen *Zufallsleser*, einen *Vorstandsvorsitzenden* ebenso wie einen *Ehrevorsitzenden*. Die jeweils ersten Beispiele der Paare sind durch Argumentvererbung zu erklären, die letzteren nicht.

Olsen bietet folgenden Erklärungsversuch an: Ist das Zweitglied ein häufig verwendetes Derivat eines Verbs – wie z.B. *Fahrer* oder eben *Leser* –, kann „die von einem transitiven Verb ererbte Argumentstruktur ... durch ihre Lexikalisierung geschlossen werden (1986, S. 70)“.

Diese Argumentation ist nur teilweise stichhaltig. Selbst wenn *Fahrer* oder *Leser* als lexikalisiert (im generativen Sinn, also: auch in abgeleiteter Form ohne weitere Ergänzung im mentalen Lexikon verankert) angesehen werden, ist damit die Füllung der Argumentstelle des direkten Objekts keineswegs hinfällig. Aufgrund des gemeinsamen Weltwissens wird heutzutage bei *Fahrer* jeder an ein Auto denken, wenn Kontext oder Situation nichts anderes nahelegen. Dies spiegelt sich deutlich in dem relativ engen Kollokationsrahmen des Wortes *Fahrer* wieder. Detailfragen wie die nach ‚PKW vs. LKW‘ oder ‚privat vs. beruflich‘ sind damit natürlich nicht beantwortet. Bis hierhin könnte man Olsen also zu großen Teilen Recht geben.

Bei *Leser* hingegen trägt eine etwaige Lexikalisierung des Wortes wenig zur Ermittlung des Objekts bei, das aus dem Kontext oder der Situation erschlossen werden muss. Leistet der umgebende Text dies, ist eine Füllung der Argumentstelle im Kompositum in der Tat nicht nötig. Der Grund dafür ist aber gerade nicht, dass *Leser* lexikalisiert ist und das nicht-genannte Objekt damit zum Sprachwissen gehörte, sondern, dass der Text die Information liefert. Ein isoliertes Wort enthält diese Informationen eben nicht – ein generelles Problem jedes Wortbildungsforschers.

Olsen erwähnt die Möglichkeit einer kontextuellen Schließung von Argumentstellen in zwei Halbsätzen und bezeichnet diese Vorgänge als „Ellipsen“ (1986, S. 88). Dem ist hinzuzufügen, dass es sich hierbei weder um ein seltenes noch um ein ungrammatisches Phänomen handelt. Es zeigt lediglich, dass die Theorie zur Beschreibung des Phänomenbereiches nicht ausreicht.

Es ist also prinzipiell nicht vorhersagbar, ob ein Kompositum mit potentiell relationaler Zweitkonstituente auch so zu lesen ist, da eine Argumentstelle der Zweitkonstituente auch offen bleiben und/oder mit einer durch das Konzept der Relationalität nicht erfassten Erstkonstituente besetzt werden kann. Somit tritt bei der Interpretation von Neuwörtern ein Entscheidungsproblem auf. Hilfe kann dabei – wie bereits gesagt – vor allem der Kontext bieten.

Weiterhin ist kritisch anzumerken, dass Komposita mit einem nominalisierten Verb als Basiskonstituente nur eine Möglichkeit der Zuweisung semantischer Rollen in einem komplexen Wort darstellen.

2.1.5 Syntaktisch-semantische Ansätze

Fanselow hat dem oben genannten Desiderat entsprechend 1981 das Relationalitäts-Konzept (u.a.) auf nicht-deverbale Zweitglieder wie *Freund*, *Fan* oder *Bruder* ausgeweitet. Auch diese Substantive werden als relational betrachtet, da sie zur inhaltlichen Vollständigkeit ein weiteres Substantiv fordern. Auf diese Weise sind Komposita wie *Tierfreund*, *Fußballfan* oder dem ausgesprochen okkasionellen Beispiel „Staudacher-Bruder“ (Fanselow, 1981, S. 66) Bedeutungen zuzuordnen (vgl. auch Olsens Interpretation von *-arm*, s.o.).

Hier tauchen jedoch ähnliche Probleme auf wie bei den Deverbativa. So mag ein *Tierfreund* ein ‚Freund der Tiere‘ sein, der *Dichtervfreund* ist aber nicht nur als relational, sondern auch als gleichsetzend („identifikativ/explikativ“ bei Ortner/Ortner, 1984, S. 205ff.) zu lesen: ‚ein Freund, der auch ein Dichter ist‘. Aufgrund der Mehrdeutigkeit des Wortes *Bruder* sind die relationalen Exemplare von Komposita mit dieser Zweitkonstituente (also: ‚Bruder von jemand‘) sogar eher in der Minderzahl. Sie werden überdies bevorzugt durch possessive syntaktische Konstruktionen ausgedrückt und nicht in Komposita, also etwa: ‚der Bruder unseres Bürgermeisters“ o.ä. (vgl. dagegen nicht-relational z.B.: *Saufbruder*, *Knastbruder* oder *Ordensbruder*).

Darüber hinaus können auch Komposita, die im Regelfall relational verstanden werden – wie z.B. das obengenannte *Tierfreund* –, in einem entsprechenden Kontext konterdeterminiert und nicht-relational verwendet werden³. Wenn in einem Kinderbuch von Janosch ein Fuchs die anderen Tiere mit „meine lieben Tierfreunde“ begrüßt, ist die an sich usualisierte Interpretation des Kompositums von einer relationalen wiederum zu einer identifikativen Lesart (s.o.) verschoben worden. Letztere ist häufig an der Kombination mit einem Possessivpronomen zu erkennen. Die Uminterpretation eines bereits usualisierten Wortes wie *Tierfreund*, dessen Bedeutung im mentalen Lexikon des Sprachteilnehmers (als relational) verankert ist, benötigt einen größeren (kon)textuellen Aufwand als die Einführung eines neuen Wortes (hierzu Fanselows *Blumenfan*, siehe Fußnote). Derartige Konterdeterminationen sind zwar von ihrer Häufigkeit ein eher marginales Phänomen, zeigen aber deutlich den Einfluss des Ko(n)textes selbst auf usuelle Wörter. Das Ausmaß dieses Einflusses kann sich bei Wörtern, deren Bedeutung noch nicht abgespeichert ist, logischerweise deutlich erhöhen.

³ Fanselow merkt genau dies einschränkend an und exemplifiziert es an der – allerdings recht abseitigen – okkasionellen Bildung *Blumenfan* = „der Fan meiner Tochter, der ihr immer Blumen schenkt“ (vgl. 1981, S. 113).